

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt**

83 (17.10.1852)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. Oktober 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeker.

N<sup>o</sup>. 83.

## Das Testament.

(Schluß.)

Frau Rosmann wachte die Nacht außer dem Hause bei einer kranken Freundin. Dieser Umstand wurde benutzt, um das Schlafzimmer zu scheuern, und Sophie für diese Nacht in ein Kabinet gebettet, welches an das Zimmer ihres Vaters stieß, und von diesem nur durch einen rothen Vorhang getrennt war; Sophie war früh zu Bette gegangen und hatte den Vorhang fest zugezogen. Im Kamin knisterte noch das Feuer, denn der Frühling hatte einige kalte Tage mitgebracht. Da hörte Sophie plötzlich, wie die Thür aufging und ihr Vater in Gesellschaft des Justizraths eintrat.

Da das Kabinet nie, oder wenigstens doch nur höchst selten, benutzt wurde, so fiel es Rosmann auch nicht einen Augenblick ein, daß es jetzt einen unwillkommenen Zeugen enthalten könnte. Die beiden Ehrenmänner besprachen sich also ohne Scheu. Sophie war unterdeß ganz munter geworden. Obwohl sie den Sinn des Gesprächs anfangs nicht verstand, so fiel es ihr doch schwer auf's Herz, als sie den Namen des verstorbenen Oheims, den des Rectors Selbzig und das Wort Testament so häufig aussprechen hörte. Sie ahnte, daß etwas Strafbares hier vorgehe, und mit klopfendem Herzen richtete sie sich in die Höhe und blickte durch eine kleine Oeffnung, die zwischen dem Vorhang und der Wand geblieben war. Da standen die beiden Männer und lasen in einem Papier, das der Justizrath in der Hand hielt. Plötzlich ergriff es der leidenschaftliche Rosmann, riß es heftig in einige Stücke und schleuderte es dann in die Kaminflamme. In demselben Moment ward an die Hausthür geklopft. Die beiden Strafbaren fuhren zusammen — ein böses Gewissen macht leicht erzittern — und eilten hinaus. Der Justizrath wurde nach Hause beschieden, es verlangte Jemand dringend ihn zu sprechen; bevor er diesem Rufe jedoch Folge leistete, besprach er sich noch des Weiteren mit Rosmann unten im Hause. Das Testament war von dem Justizrath selbst abgefaßt worden und nie aus seinen Händen gekommen. Von den beiden Zeugen, welche dasselbe unterschrieben hatten, war einer, ein alter und verschwiegener Diener des Verstorbenen, diesem bereits vorausgegangen; der zweite, Anton Kramer, der frühere Schreiber des Justizraths Steinhoff in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht, lebte jetzt auf einem kleinen Landgute unweit Lübeck, das er für seine Verschwiegenheit und die seinem Herrn geleisteten, mitunter sehr gewagten, Dienste als Abfindungssumme von dem letzteren erhalten hatte. Dieser war eben so wenig als der andere Zeuge zu fürchten, denn seines Stillschweigens war man gewiß, sobald man ein entsprechendes Opfer brachte.

Sophie hatte unterdeß die Entfernung der beiden Verbündeten benutzt und war nach dem Kamin geeilt, wo sich noch ein Bogen vorfand, der, wenn auch beschädigt, doch vollständig zu entziffern war. Hastig griff sie danach und verbarg ihn in ihrem Bette. Warum? — darüber wußte sie sich keine Rechenschaft zu geben. Es war eine unwillkürliche Handlung. Bald darauf lehrte Rosmann auf sein Zimmer zurück und schürte das Feuer im Kamin zur hellen Flamme an, um die sparsamen Rudera des vernichteten Testaments völlig zu vertilgen.

Sophie regte sich nicht, aber sie bebte am ganzen Körper; die Aufregung ließ sie nicht einschlafen, und erst gegen Morgen überwältigte sie die Müdigkeit. Sie erwachte spät und fühlte

sich sehr angegriffen; das am Abend Erlebte schien ihr ein fürchterlicher Traum, allein der gerettete Bogen überzeugte sie eines Andern. Spät und verstört erschien sie beim Frühstück, so daß die Mutter nicht einige besorgte Aeußerungen über ihren Gesundheitszustand unterdrücken konnte. Da trat der Vater ins Zimmer und erzählte, daß der Oheim, trotz aller widersprechenden Gerüchte, ohne Testament gestorben sei, denn man habe solches weder in seiner Wohnung, noch bei einer Behörde vorgefunden. Wenn aber ein Privatmann in dem Besitze eines solchen Testaments sich befunden hätte, so würde dieser sich unzweifelhaft gemeldet haben. „Das ist für Dich ein glückliches Ereigniß,“ sagte Frau Rosmann, „und unerwartet; aber leid thun mir doch die Armen, welche leer ausgehen.“ Der Oheim hatte alte treue Diener, und da wundert es mich doch, daß er ihnen keine Legate ausgesetzt hat.“ — „Er hat's aber nicht gethan,“ antwortete Rosmann kurz und ging hinaus.

„Mit uns stand es in der That sehr schlecht,“ nahm nun die Mutter wieder das Wort. „Diese Hülfe kam uns von Gott, wir wollen ihm danken.“ — „Sie kommt nicht von Gott!“ antwortete Sophie mit auffallender Betonung der Stimme, und helle Thränen stürzten aus ihren Augen. „Was ist Dir?“ rief die Mutter bestürzt; da fiel ihr Sophie um den Hals und erzählte, was sie den Abend zuvor gesehen und gehört hatte. Als die Mutter das gerettete Papier gelesen hatte, brach sie zusammen vor Schmerz. Sollte sie den Gatten verrathen und Schmach und Schande über ihn bringen? — nimmermehr! denn des Vaters Schande lastet auch auf dem Kinde. — Die Früchte des Frevels aber mitgenießen? nein, das war unmöglich! Sie glaubte die Nähe des Gatten gar nicht ertragen zu können, sie verachtete ihn tief. Endlich ermannete sie sich, und suchte Sophien zu beruhigen: „Höre, liebes Kind,“ sagte sie nach langer Pause, „hier ist allerdings ein großer Frevel geschehen, und Dein armer Vater ist, das sehe ich klar, von dem Justizrath verleitet worden; aber sein Gewissen wird erwachen, ich werde es selbst erwecken helfen. Du aber schweige zu ihm und zu Jedermann, ich will versuchen, nach Kräften Alles auszugleichen; Dein jugendliches Leben soll dadurch nicht getrübt werden.“ Die ersten Tage vergingen dem reichen Fabrikherrn so geschäfts- und geräuschvoll, daß ihm nicht eine Viertelstunde für seine Familie übrig blieb.

Eine Menge von Leuten, die bisher von Herrn Rosmann keine Notiz genommen hatten, drängten sich jetzt zu dem reichen Erben, um ihre submissivsten Glückwünsche darzubringen; andere zeigten noch größeres Interesse, indem sie, besorgt, daß Herr Rosmann zu gut, zu leichtgläubig, zu wenig auf den eigenen Vortheil bedacht seyn möchte, demselben die mannigfachen Geschäftsvorschläge machten, und eifrig bemüht waren, ihm mit Rath und That zur Hand zu gehen, daß das neuworbene Vermögen auch möglichst zweckmäßig, d. h. zum Nutzen der Rathgeber, angelegt werde. Der eitle Mann wurde durch die Bemühungen seiner neuen Freunde so betäubt, daß er nicht zur Besinnung kommen konnte. Um so mehr schreckte ihn die Mahnung seiner Gattin, als sie eines Tages eine günstige Gelegenheit wahrnehmend, ihm entdeckte, daß sie an jenem Abend Zeuge des Betrugs gewesen und daher ihn dringend bitte, sein Unrecht, so weit es möglich, wieder gut zu machen. Die verständige Frau war nämlich darauf bedacht gewesen, Sophie ganz aus allem Zusammenhang mit dieser Begebenheit zu lassen,

und hatte daher erzählt, daß sie selbst damals im Kabinet gewesen sei. Schrecken lähmte die Zunge des Entlarvten, er bedte an allen Gliedern, denn er erblickte im ersten Moment nichts als Vergeltung und Strafe. Bald aber ermannete er sich, und an Stelle der Angst und des Schreckens trat der heftigste Zorn. „Ich habe genommen,“ rief er mit Heftigkeit, „was mein war, denn ich bin der einzige rechtmäßige Erbe. Du aber lasse nie wieder Dich gelüsten, ein Wort davon über Deine Lippen zu bringen, weder zu mir, noch sonst zu irgend Jemandem in der Welt!“

Niemals hatte seine Gattin ihn in solcher Heftigkeit gesehen; sie war kaum einer thätlichen Mißhandlung entgangen; dennoch war diese Wuth nichts anderes, als ein Deckmantel für die innere Furcht. Gleich im ersten Schrecken eilte er zum Justizrath Steinhoff, um dem das eben Erlebte mitzutheilen und mit ihm zu berathschlagen. Dieser erschrock nicht wenig und machte nach kurzem Bedenken, nur für die eigne Sicherheit besorgt, dem Mitschuldigen den Antrag, die Frau unschädlich zu machen; dies könne aber nicht anders geschehen, als daß man sie gefangen halte. Nach einigem Sträuben willigte Rossmann ein, und nun wurde verabredet, er solle mit seiner Frau ein Seebad in der Nähe von Lübeck besuchen, und dort Gelegenheit nehmen, sie dem früher schon erwähnten Kramer, Steinhoffs Vertrauten, zur ewigen Gefangenschaft zu übergeben, während sie dann in der Heimath für todt gelten sollte. Nachdem nun das Wie und Wo näher besprochen, und ein günstiger Ausgang zu erwarten war, ging Rossmann beruhigt nach Hause.

Die Seebadreise wurde angetreten. Rossmann hatte sein Betragen geändert und einen milden und freundlichen Charakter angenommen. Des Testaments erwähnte er selbst einige Male, jedoch nur flüchtig, und setzte dann hinzu, daß man nach der Rückkehr gemeinschaftlich überlegen wolle, wie das Geschick wieder gut zu machen sei. Obgleich Frau Rossmann das Wie für sehr schwierig hielt, so glaubte sie doch an die Möglichkeit und fühlte sich beruhigt. Die Badezeit verging sehr angenehm, und was sie ganz besonders erfreute, war, daß sie Gelegenheit hatte, Theobald, den Sohn des Rectors Sellbisch, im Bade kennen zu lernen; weniger angenehm jedoch war diese Bekanntschaft ihrem Gatten. Theobald war Erzieher bei den Söhnen des Bürgermeisters R. in Lübeck, und mit dessen Familie jezt in demselben Bade. Rossmann lebte erst wieder auf, als die Bürgermeisterfamilie den Badeort verlassen hatte.

Auf der Rückreise lenkte Rossmann von der gewöhnlichen Fahrstraße ab, um, wie er seiner Gattin mitgetheilt hatte, mit einem benachbarten Gutsbesitzer ein Geschäft abzumachen. Herr Kramer, der zu diesem Besuche bereits unterrichtet war, empfing seine Gäste mit großer Zuorkommenheit; überwies aber, um zuvor die Geschäfte abzumachen, sehr bald seiner Frau und Schwester die Unterhaltung der fremden Dame, während er sich mit deren Gatten einschloß. Nach einer Stunde etwa fuhren die beiden Männer aus, um in einer benachbarten kleinen Stadt eine neue Fabrik in Augenschein zu nehmen. Der Abend kam und Kramer kehrte zurück; aber ohne Herrn Rossmann: dieser, hieß es, würde am folgenden Tage erst zurückkehren. Unruhig darüber, fragte seine Frau dringend nach den nähern Umständen, die Antworten wurden kürzer, unbestimmter; sie schöpfte Verdacht und bat, man möchte ihr nichts verschweigen, sie sei auf Alles gefaßt, da erfuhr sie, o Entsetzen! daß sie eine Gefangene sei.

Drei Jahre beinahe hatte die Unglückliche in dieser Gefangenschaft zugebracht, ohne Hoffnung, ohne Aussicht auf Erlösung, nur dem Gram und der Sehnsucht nach dem geliebten Kinde lebend. Ein einsames durch eiserne Gitter wohl verwahrtes Zimmer in dem obern Stock war ihr beständiger Aufenthalt; nur dann und wann war es ihr gestattet, in Begleitung einer der beiden Frauen im Garten sich zu ergehen; aber eben diese Begleitung verleidete ihr den Spaziergang, denn der gemeine niedrige Sinn, die plumpe Ausdrucksweise dieser Frauen

verletzte sie tief; Kramer selbst war feiner in seinem Benehmen und nicht ohne alle Theilnahme. Auch war er gleich bereit gewesen, ihr Bücher und Materialien zu Handarbeiten zu bewilligen. Der Mangel an freier Luft hatte jedoch sehr nachtheilig auf die Gefangene gewirkt, und ihre Gesundheit zu untergraben gedroht; da hielt Herr Kramer — er empfing ein sehr hohes Kostgeld — es für nothwendig, daß die Leidende täglich mehrere Stunden in frischer Luft zubringe. Natürlich mußte wie gewöhnlich seine Frau oder Schwester dieselbe begleiten; allein nach und nach hatte sie durch ihre Sanftmuth, ihren frommen und ergebenen Sinn die Härte ihrer Wächterinnen gemildert und deren Wachsamkeit geschwächt. Es traf sich daher nicht selten, daß die beiden Frauen durch irgend eine häusliche Arbeit abgehalten, ihre Gefangene allein im Garten promeniren ließen.

Dieser Umstand belebte wieder die tief gesunkene Hoffnung der unglücklichen Frau. Die Gartenmauer war zu hoch, als daß sie dieselbe unbemerkt am Tage hätte erklimmen können; des Nachts dagegen konnte sie aus dem verschlossenen Zimmer nicht entkommen; sie mußte daher auf andere Mittel sinnen. Weiße Blätter aus einem alten durchschossenen Kalender und ein kleines abgenutztes Blei aus ihrer Brieftasche ersetzten bessere Schreibmaterialien, und sie schrieb mehrere Zettel, alle desselben Inhalts: „Eine Unglückliche, die hier gefangen gehalten wird, wendet sich an die Menschenliebe desjenigen, der dieses Blättchen findet, und bittet ihn, dasselbe an Herrn Theobald Sellbisch im Hause des Bürgermeisters R. in Lübeck abzugeben. Er kann einer ansehnlichen Belohnung gewiß seyn.“ War sie nun unbewacht, so wickelte sie ein solches Blättchen um einen Stein und warf diesen über die Gartenmauer, neben der nahe vorbei die Straße führte. Diesen Versuch wiederholte sie mehrere Tage hintereinander, und wirklich blieb ihr Bemühen nicht ohne Erfolg. Ein Handwerkerburche, der einen so unwirkelsten Stein niederfallen sah, hob ihn auf und eilte, als er den Inhalt des Biletts entziffert hatte, mit demselben nach Lübeck.

Rossmann hatte mit Kramers Hilfe, der die Handschrift eines bekannten Arztes täuschend nachgemacht hatte, einen falschen Todenschein für seine Frau erhalten. Dieser und ein beschwerter Sarg, mit dem er durch das Kirchdorf R. kam, ließen den Pfarrer dort keinen Augenblick an der Aussage des scheinbar betrübten Wittwers zweifeln, nach welcher die Frau auf dem Gute eines Bekannten erkrankt und unterwegs verstorben war. Der mit Steinen beschwerte Sarg wurde mit aller Feierlichkeit zur Erde beflattet und den tief gebeugten Wittwer von dem gutmüthigen und leichtgläubigen Pastor der Beerdigungsschein ausgehellt. Theobald hatte den Tod seiner lebenswürdigen Base erfahren und recht von Herzen betrauert. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er, fast drei Jahre später, das Blättchen erhielt und in den Schriftzügen die Hand der Verstorbenen zu erkennen glaubte! Er theilte die Sache dem Bürgermeister mit; dieser entschloß sich sogleich, Theobald dahin zu begleiten, wo das Bilet gefunden war. Außer dem Finder des Blattes, der den Wegweiser abgeben mußte, wurden noch einige gut bewaffnete Polizeidiener mitgenommen.

Kramer erblaßte, als er die fremden Männer in das Haus dringen sah; die Frauen wollten läugnen; allein er sah nur zu gut, daß hier kein Lügner helfen könnte, und suchte daher durch ein offenes und ausführliches Geständniß seine Strafe zu mildern. Madame Rossmann wurde aus ihrer Gefangenschaft erlöst. Kramer hatte durch seine Aussage sie der prinlichen Verlegenheit überhoben, die Anklägerin ihres Gatten zu werden; Theobald wußte bereits, daß Rossmann mit Hilfe des Justizraths Steinhoff ein Testament unterschlagen hatte, dem zufolge seine Mutter die Universalerbin von dessen verstorbenem Oheim war, Base Rossmann hatte jene Aussage nur zu bestätigen. Diese Bestätigung gewann aber durch den aus dem Feuer geretteten Bogen Beweiskraft. Kramer wurde nebst den Frauen in sichern Verwahrung ge-

bracht, während der junge Sellbiz sich rüstete seine Base in ihre Heimath zu begleiten; dort wollte er die beiden Schuldigen in den Anklagestand setzen und das unterschlagene Erbe für seine Mutter in Anspruch nehmen. Allein der anhaltende Kummer hatte die Gesundheit der Frau Rossmann dergestalt geschwächt, daß sie den plötzlichen Uebergang zur Freude nicht ertragen konnte, sie verfiel in ein nervöses Fieber, das für ihr Leben fürchten ließ. Die Reise würde aufgeschoben, und Theobald bat, um wenigstens etwas in der Sache zu thun, seinen Vater so eiligst, wie möglich nach Lübeck zu kommen.

Der Pfarrer in R., der, wenn auch unwissend, das Verbrechen gegen Frau Rossmann befördert hatte, glaubte seine Schuld wenigstens dadurch mildern zu müssen, daß er der so lange verfolgten Frau einen Aufenthalt in seinem Hause anbot und ihr dort die größte Theilnahme und Pflege angedeihen ließ. Dieser Umstand war Sellbiz um so lieber, da die Nähe von Lübeck ihm einen häufigen Besuch gestattete. Wie und unter welchen Umständen Sophie ihre Mutter wieder fand, ist schon früher erwähnt worden. Die beiden Damen waren zwar außer Gefahr, bedurften aber dennoch der Schonung und blieben bei der freundlichen Pastorfamilie in R., während der Rector Sellbiz und sein Sohn die Heimreise antraten. Der Justizrath hatte jedoch von der Gefahr, die ihm drohte, noch vor seiner Verhaftung Wind bekommen und sich heimlich entfernt. Rossmann, der sich schon seit Jahren leidend befand, wurde durch die Anklage dergestalt erschüttert, daß sein Muth brach, und er, eine höhere Fügung erkennend, willig sein Verbrechen gestand. Allein er vermochte einer so heftigen Gemüthserschütterung nicht zu widerstehen. Reue, Scham, Gewissensbisse warfen ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht ersehen sollte. Sein einziger und heißester Wunsch war es, Gattin und Kind noch einmal zu sehen und sich mit ihnen auszusöhnen. Kaum war Theobald davon unterrichtet, als er selbst Madame Rossmann und Sophie aus R. abholte. Sie folgten willig dem Rufe der Pflicht und des Gefühls. Bald standen sie am Sterbelager des Gatten und Vaters und erleichterten ihm durch Beweise des Mitleids und der Liebe die letzten Stunden. In ihren Armen starb der reuige Sünder.

Weniger glücklich erging es dem Justizrath, er wurde auf der Flucht erkannt, und endete, um dem weltlichen Richter zu entgehen, sein Leben durch einen Pistolenschuß. Sein Helfershelfer büßte die Mitschuld durch mehrjährige Zuchthausstrafe. Das Vermögen aber, welches der Sellbiz'schen Familie widerrechtlich vorenthalten war, kam in die Hände seiner rechtmäßigen Besitzer; selbst der junge Steinhoff hatte den Antheil, der seinem Vater von jenem Erbe zu Theil geworden war, unaufgefordert aus der Hinterlassenschaft desselben zurückgezahlt. Dagegen vergaßen Sellbizens die Diener und andern Legatäre des verstorbenen Oheim nicht; im Gegentheil, sie vergrößerten viele der ausgesetzten Legate.

Der junge Steinhoff, das Widerspiel seines Vaters, eben so rechtlich und brav, als jener gewissenlos, hatte die Residenz, wo seine traurigen Familienschicksale ziemlich allgemein bekannt geworden waren, verlassen, um in einer Provinzialstadt, zurückgezogen von der Welt, nur seiner Pflicht zu leben. Zwei Jahre waren seitdem vergangen, als eines Tages an seine Thür geklopft wurde und Theobald in's Zimmer trat. Die Freunde umarmten sich, sie hatten seit jener unglücklichen Catastrophe einander nicht gesehen. „Du hast,“ sagte Theobald nach den ersten Herzensergießungen, „mir allein zu meinem Glück gefehlt; aber ich will darauf verzichten, wenn Du nur glücklich bist.“ Steinhoff seufzte. „Wie, Du bist es nicht?“ fragte Theobald bestürzt. — „Wie sollte ich wohl,“ antwortete Steinhoff trübe, „bei den traurigen Erfahrungen, die . . .“ „O! unterbrach ihn Theobald schnell, laß die trüben Erinnerungen; wir gehören der Gegenwart an, und so laß uns ein Wort als Freunde sprechen, offen und wahr, wie sich's echten Freunden ziemt. Du liebst einst meine Schwester Anna . . .“ — „Ich

werde sie ewig lieben“, fiel Steinhoff hastig ein; „aber muß ich nicht schweigen, ich, der Sohn des Mannes, der so schwer sich gegen Euch versündigt hat! Glaube mir, ich werde den Verlust meiner Anna nimmer verwinden; nur die Erinnerung an jene glücklichen Tage unserer ersten Bekanntschaft wird mich trösten und erhalten.“ — „O, laß Deinen Vater ruhen und sein Bergehen!“ tröstete der Freund, „möge Gott ihm ein erbarmender Richter seyn! Thricht aber wäre es, wenn Du grundlos Dein Lebensglück opfern wolltest. Anna gedenkt Deiner mit vieler Achtung und Freundschaft. Und hat sie Dich früher geliebt, so ist ihre Liebe nicht erkaltet; darum folge meinem Beispiel: ich bin Sophiens glücklicher Gatte. Ich liebte sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft — meine Liebe ward erwidert, und unsre Eltern gaben mit Freuden ihre Einwilligung, nur sollten wir unsre Verbindung aussetzen, bis ich in Amt und Brod wäre. Ich erhielt eine Pfarre in der Residenz und Sophie wurde mein Weib.“ Die Worte des Freundes bezwangen allmählig jede Bedenklichkeit. Steinhoff begleitete Theobald nach der Residenz und warb um Anna, die ihm treu ihre Liebe bewahrt hatte. Ihr Glück erhöhte das ihrer Freunde. Frau Rossmann lebte bei ihren Kindern und vergaß in einem glücklichen Familienkreise die Leiden, die ihr früheres Leben getrübt hatten. Die Familie Sellbiz genoss ihres Wohlstandes mit Verstand und Mäßigung, und ihr schönes Familienleben verlor durch den Besitz irdischer Güter nicht an wahren innerem Glück. —

E. Novis.

### Nacht und Tag des Lebens.

Von C. F. Pockels.

Das Schicksal herrscht — die unsichtbare Nacht,  
Das Leben schreitet zwischen Tag und Nacht.  
Was heute war, ist morgen hingeschwunden.  
Wohin es schwand? — Du wirst es nicht erkunden.  
Ein heilig Dunkel schließt die Zukunft ein.  
Auch trägt der Mensch nicht ew'gen Sonnenschein.  
Das Unglück selbst soll bilden ihn und pflegen;  
Aus Ungewittern sinkt des Himmels Segen.

Er trage nur mit sanfter Geduld,  
Mit stillem Muth, und rein von eigener Schuld,  
Und staunen wird er — wie sich alles wendet,  
Und alles sich im reinsten Einklang endet.  
Das Leben ist ein großes Zauberbild.  
Ein Augenblick! — und alles ist enthüllt;  
Und, was uns Dunkel schien, steigt aus dem Grunde,  
Und bringt — dem Morgen neue frohe Kunde.

### Bevölkerung.

„Mein lieber Rath, wie viele Seelen  
Zählt man in dieser Stadt!“ fragt einst ein König.  
— „Die Wahrheit Herr, nicht zu verhehlen,  
Sprach Jener, „Seelen gibt es hier sehr wenig,  
Doch zähl' ich Männer, Kinder, Weiber,  
So gibt es hier zwölftausend Leiber.“

### Die beiden Eichhörchen.

Ein Eichhorn als Mandeln; doch war es gefangen,  
Ein and'res als Eicheln; doch war es frei.  
Sie tauschten, doch Keines war glücklich dabei. —  
Es ist auch vielen Menschen schon also ergangen.

### Miscellen.

X Abgaben, die der Fürst von seinen Unterthanen erhebt, sollten wie die Dünste seyn, welche die Sonne von der Erde aufzieht und die als fruchtbarer Regen wieder herabfallen. Seneca.

X Arm ist, von Freunden entblößt, der Besitzer von Welten; einen Freund mit Welten zu kaufen, würde Gewinn seyn. Young.

X Wenn es eine literarische Auferstehung gäbe, und die Alten forderten ihre Gebeine zurück, was würde dann von unserem neuen Körper noch übrig bleiben? Wilhelm Vogl.

X Wenig alte Leute verstehen es, alt zu seyn.

de la Rochefoucauld.

X Die unterseeische Telegraphenverbindung mit Amerika scheint durch den Plan zweier jungen Ingenieure, der Brüder Herries, näher gerückt zu werden. Bisher dachte man nur an eine direkte Drahtlegung durch den Ocean, der auf einer Strecke von 3000 Seemeilen durch unergründliche Tiefen und einen mit Seepflanzen dicht verschlungenen Boden, aus dem das Drahtseil im Nothfall nie wieder herauszuheben wäre, unverkennbare Schwierigkeiten darbietet. Die Ingenieure Herries schlagen nun einen Weg über den hohen Norden vor, von der Nordspitze von Schottland über die Hebriden, Orkneyinseln, Island, Grönland und Labrador. Auf diesem Wege hätte man nur 500 Meilen von der See, und zwar mit zahlreichen Zwischenstationen, ohne bodenlose Tiefen und Seepflanzen, zu überschreiten; die größere Hälfte der Linie dagegen könnte gefahrlos über das feste Land gezogen werden. Die dänische Regierung soll sehr bereit seyn, das Unternehmen zu unterstützen.

### Schminkdöschen, ein Lebensretter.

Schauspiel in einem Akte.

Der Schauplatz ist das Schlafkabinet einer Dame. — Zeit der Handlung: die Zeit des Toilettemachens, also Mittag.

Die Markise schellt ihrer Jose.

Das Mädchen (kommend):

Euer Gnaden!

Markise (im Bett):

Marion! ich will aufstehen!

Mädchen:

Hier bin ich, Euer Gnaden!

Markise:

Was gibst für Neuigkeiten, Marion!

Mädchen:

Ach! Euer Gnaden! Es ist die Rede von einem Aufruhr, der ausgebrochen ist.

Markise:

Was fällt Dir ein?

Mädchen:

Man erzählt schon von Plünderung, Bersäuerung, Frauenraub, und was noch mehr.

Markise:

Um Gotteswillen halt ein! Weiberraub? — Du scherzest, Marion! doch, wenn —

Mädchen:

Die Leute sagen, daß die Aufrührer alle häßlichen Frauen tödten, die schönen aber —

Markise (aus dem Bette springend):

Ich zittere! Marion! Geschwind die Schminke! Roth, Roth, mein Roth ums Himmelswillen! — Ich sehe gewiß häßlich, bleich aus — sie tödten mich sonst. — Ach schnell doch meine Schminke! meine Schminke! Ein Königreich für ein Bischen Roth!

Der Vorhang fällt.

### Maritätenkästlein.

○ An der Gastafel zu M., wo immer viele Fremde speiseten, bemerkte Baron von F., daß sein Tischnachbar heimlich einen silbernen Löffel in die Rocktasche steckte. Der Baron that, als hätte er es nicht gesehen, und steckte nach Beendigung des Essens einen silbernen Löffel vorn in die Knopflöcher seines Kleides. So geschmückt trat er vor den Wirth, um sein Essen

zu zahlen. Der Wirth mußte lachen, als er den Löffel da stecken sah, und bemerkte, daß dieser da bleiben mußte. „So,“ versetzte der Baron, „ich glaube, den Löffel nehme Jeder mit,“ und wandte sich zu seinem gewesenen Nachbar an der Tafel mit den Worten: „Wir haben uns Beide geirrt und Sie müssen den Löffel nun auch wieder hinlegen.“

○ Ein Landmann verklagte einen andern, daß er ihm eine Schaufel gestohlen habe. „Wie könnt Ihr das beweisen?“ fragte der Richter. „Durch das Zeugniß eines Mannes, der es gesehen hat,“ war die Antwort. — „Und was könnt Ihr darauf erwidern?“ fragte der Richter den andern. — „Ich kann zwanzig Zeugen aufstellen, die es nicht gesehen haben,“ antwortete der Beklagte. — „Ja so,“ erwiderte der scharfsinnige Richter, „zwanzig Zeugen gelten mehr, als einer: Ihr seid frei.“

○ Ein armer Theolog heirathete ein Mädchen von böseartigem Charakter, das mehrere Tausende zur Aussteuer mitbrachte. „Der arme Teufel,“ äusserte Jemand, „ist nun zeitlebens glücklich.“ — „Gewißlich,“ versetzte ein Anderer, „wenn eine Reiche mit Gift (reiche Mitgift) glücklich macht.“

○ Wie könnte ich so vom Pferde herunter fallen, rief auf der Reitbahn der Stallmeister einem im Staube sich wälzenden Reiter zu. — „Nun ich kann doch nicht in der Luft hängen bleiben!“ erwiderte der Abgesetzte.

○ Ein überaus höflicher Destreicher schrieb am Schlusse seines Briefes: Entschuldigen Sw. Excellenz, wenn ich bei der heutigen drückend heißen Schwüle an Sie in Hemdsärmelschreibe.

○ Der geprellte Reisende. „Was man aber manchmal unterwegs angeführt wird, das ist Dir wirklich erstaunlich, Frau! Komme ich an den Leipziger Bahnhof, rennt Alles in die Restauration und schreit: „Bouillon! Kellner, Bouillon! — Denk ich: das mußst du doch doch probiren. Rufe: „Bouillon! — Krieg eene große Tasse; kostet 5 Sgr.; nippe dran, und weest De was's war? — Fleeschbrühe warsch!“

○ Ein preussischer Obrist fuhr eine Zeit lang beständig im Postzuge, und selbst wenn er über Land fuhr, ließ er den Vorkreiter das königliche Posthorn tragen. Das Postamt beschwerte sich darüber förmlich und der König schrieb in Folge dessen eigenhändig an den Obristen: „Mein lieber Obrist! Es ist Euch erlaubt, so viel Hörner zu tragen, als Ihr wollt, nur kein Posthorn, denn das ist wider die Verordnung. Euer zc. Friedrich.“

○ Als Kaiser Joseph II. das französische Theater in Wien eingehen ließ, beklagte sich der französische Gesandte Breteuil darüber und äusserte unter Anderem: „Nun habe ich gar kein Vergnügen mehr; was soll ich nun machen?“ — „Machen Sie's wie mein Gesandter in Paris,“ versetzte der Kaiser, „der lernt französisch.“

○ Von dem Ladentische einer Buchhandlung war jüngst ein Buch verschwunden, ohne daß man wußte, wohin. „Was für ein Werk ist es?“ fragte der Buchhändler. — „Leicht faßliches Handbuch u. s. w.“ gab der Commis zur Antwort.

○ Scherzfrage. Welcher Unterschied ist zwischen der Milch und einem Gemälde?

### Scharade.

Oft wage man es, mich zu brechen,

Wenn man auch noch so sehr mich schuldig war;

Doch ohne Kopf bestraf' ich das Verbrechen,

Obgleich es mich gedar.

Auflösung des Logogryphs in No. 82:

Pfeile. Feile. Geile.